

7. Sekundärliteratur

Bartholomäus Ziegenbalg und Johann Ernst Gründler, die deutschen Heidenboten in Trankebar. Nach ihrem Leben und Wirken dargestellt.

Vormbaum, Reinhold

Elberfeld, 1859

Drittes Kapitel. Die Seereise. - Das Heidenthum auf Trankebar.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Drittes Kapitel.

Die Seereise. — Das Heidenthum auf Trankebar.

Die Heiden sind versunken in der Grube,
die sie zugerichtet hatten; ihr Fuß ist ge-
fangen im Netz, das sie gestellt hatten.

Psalm 9, 16.

Am 29. November 1705 stieß von Kopenhagen das Schiff Sophia Hedwig in die See, um nach Trankebar in Ostindien zu fahren. Auf demselben finden wir unsere Glaubensboten wieder. Die Jahreszeit war unfreundlich und der Wind ungünstig. Aber die Beiden waren getrostet Muthes, „in Versicherung, daß Gott allewege würde vor uns hergehen und die Herzen der Menschen in Liebe zu uns wenden.“ Ihre Fahrt war im Ganzen glücklich, obgleich es ihnen nicht an Nöthen und Gefahren gefehlt hat. „Je näher wir oft dem Tode sind gewesen,“ schrieben sie am 30. April 1706 vom Cap der guten Hoffnung aus, „je ernstlicher haben wir uns beflissen, mit dem dreieinigen Gott im Geist und in der Wahrheit recht bekannt zu werden, und immerdar in einem solchen Stande der Seele zu stehen, daß uns Gott alle Tage bereit zum Tode finden möchte. Dieses hat denn nichts Anderes, als viel Gutes nach sich ziehen können. Unsere Seelenkräfte sind dadurch immer mehr gereinigt und der Wirkungen der göttlichen Weisheit fähig gemacht worden.“ Wer auf der See nicht beten lernt, der lern't's nimmer, sagt ein gemein Sprüchwort. Davon

zeugen auch unsere Glaubensboten. Beten hatten sie nun schon früher gelernt, aber der Herr nahm sie auf dem Schiffe so in seine Gebetschule, daß Ziegenbalt das Schiff eine „sehr nützliche Universität, auf welcher er Gottes Wort nicht nach dem bloßen Buchstaben allein, sondern auch in seiner innerlichen Kraft und Süßigkeit verstehen und in praxi empfinden gelernt,“ nennen konnte. „Des Morgens, Mittags und Abends hatten wir unsere gewöhnliche Schiffs-Erbauung mit Gottes Wort, nebst Beten, Singen und Loben Gottes. Die übrige Zeit des Tages brachten wir zu mit Meditiren, Lesung und Betrachtung göttlichen Wortes, mit freundlichen und erbaulichen Gesprächen, mit Anschauung der großen Wunder Gottes, die wir täglich vor Augen gehabt haben.“ Voll Lobens und Dankens gegen ihren Gott landeten Ziegenbalt und Plütschau am 23. April 1706 am Vorgebirge der guten Hoffnung. Es ward ihnen eine kurze Zeit der Ruhe vergönnt. Der Herr aber gönnte ihnen den Anblick der heidnischen Hottentotten, welche an das Schiff herangekommen waren in der Hoffnung, von den Fremdlingen Geschenke zu erhalten. Manchem würde ein solcher Anblick keine Günst des Herrn gewesen sein. Die Hottentotten sind die elendesten Menschen; *) und die sieht mancher nicht gern. Aber der Herr wollte unseren Friedensboten so recht das Elend der armen Heiden vor die Augen führen, damit sie desto durstiger würden, solchem Elend durch das Wort vom Kreuze abzuhelpen. Das hat er bei ihnen erreicht; ja, wenn sie gedurst, sie hätten unter den Hottentotten ihre Hütten aufgeschlagen. Am 8. Mai bestiegen sie wieder die „Sophia Hedwig.“ Wenn du einmal die Karte zur Hand nimmst, so wirst du finden, daß es vom Cap der guten Hoffnung bis nach Ostindien noch eine

Vgl. Evang. Missionsgesch. B. IV. S. 1. 2. S. 14. ff.

gute Strecke Weges ist. Das empfanden auch die beiden Freunde. Daher beschloffen sie, ein Jeder solle sich einen besonderen Gegenstand seines Nachdenkens wählen, damit die Zeit zu ihrer Erbauung angewendet würde. Plütschau wählte sich die Wahrheit, Ziegenbalg die Weisheit; „denn unser Schiff hieß Sophia, das bedeutet Weisheit, und unser Amt war von der Natur, daß die wahre Weisheit sich vornehmlich bei uns finden mußte. Als ich nun einen ganzen Monat hindurch täglich diesem Gegenstande nachgedacht hatte, und in meinem Herzen durch das Zeugniß der heiligen Schrift darüber war froh geworden, so hielt ich es für nützlich und erbaulich, daß solche gute Gedanken schriftlich aufgesetzt und meinen lieben Freunden im Vaterlande mitgetheilt würden zu einem beständigen Gedächtniß an Gottes Gnade, die mir von der himmlischen Weisheit auf dem großen Weltmeere in einem Schiffe widerfuhr, das mir eine Akademie war.“ So entstand auf den Wogen des Oceans der erste Entwurf zu Ziegenbalg's Schrift: Allgemeine Schule der wahren Weisheit, die er später während einer Krankheit in Trankebar vollendete. 1710 wurde sie in Leipzig gedruckt.

Am 9. Juli 1706 erreichten unsere Glaubensboten ihrer Reise Ziel. Als sie an's Land stiegen, sahen sie die Heidenschaaaren, zu deren Rettung sie gekommen waren. Wir mußten sie nicht kennen, wenn wir uns darüber wundern könnten, daß der Anblick dieser Heiden sie auf's tiefste bewegte. Das aber war ihnen der bitterste Schmerz, daß sie in Trankebar von den dänischen Kaufleuten und Beamten so gleichgültig und kalt empfangen wurden. Nicht einmal Handschrift und Siegel des dänischen Königs wurde geachtet. Anfangs versagte man ihnen sogar die Aufnahme. Bis an den Abend ließ man sie allein in der starken Hitze, erst außerhalb der Stadt, dann auf dem Marktplatze, stehen. Da erst

wagte der Sekretär Attrup sich ihrer anzunehmen und führte sie in das Haus seiner Schwiegereltern. Je weniger Hilfe und Unterstützung sie von Menschen erfuhren, je mehr warfen sie sich mit allen Sorgen in die Arme des allmächtigen Gottes. „Wir müssen bekennen,“ rufen sie aus, „daß das Gebet das allerkräftigste Hülfsmittel war, unser hohes und wichtiges Amt mit Muth und im Segen zu beginnen, ohne Mühe und Gefahr zu scheuen. Denn da wir keinen Menschen in der Nähe hatten, den wir um Rath fragen konnten, wie dieses oder jenes angefangen werden sollte: so gingen wir allezeit zu unserem lieben Vater im Himmel und trugen ihm Alles im Gebet vor, wurden auch von ihm erhört und mit Rath und That unterstützt. Nahmen wir unsere Zuflucht zu Andern hier in Indien, um sie um Rath zu fragen, so wurden wir noch weit mehr als in Europa von unserem Unternehmen abgeschreckt, da uns allezeit die Unmöglichkeit, unser Ziel zu erreichen, vorgehalten wurde. Nun fanden wir auch wirklich viele und große Schwierigkeiten, und konnten uns, wenn wir sie ansahen, keinen sonderlichen Eingang bei den Heiden versprechen. Doch ließen wir den Muth nicht sinken, sondern lasen fleißig zu unserer Stärkung im Glauben die Apostelgeschichte und benutzten dabei alle die Mittel, welche wir für nothwendig erachteten, unser Amt im Segen anzufangen.“

Obgleich wir unsere Friedensboten in ihre Missionsarbeit begleiten, müssen wir in etwa das Feld kennen lernen, was ihnen zur Bebauung angewiesen war.

Die Stadt Trankebar auf der Küste Koromandel in Ostindien war im Jahre 1620 durch einen Vertrag, welchen der dänische Admiral Ove Gedde mit dem Könige von Tanjore geschlossen, an die dänische Krone abgetreten. Sie war besonders den Dänen für ihren ostindischen Handel wichtig. Der Förderung des Reiches Gottes diente sie zu-

nächst nicht. Zwar ward eine christliche Kirche in der Stadt, man nannte sie die Zionskirche, erbaut, an welcher ein Prediger stand, allein man bekümmerte sich wenig um die Rettung der Heidenwelt. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts soll Peder Jacobsen Worm, geb. den 8. Dezember 1642, für die Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden in und um Trankebar thätig gewesen sein. Es ist aber nicht recht gewiß, was dieser Mann gewirkt hat: die Nachrichten über ihn lauten sehr verschieden. Gelehrte Männer haben sich viel darüber gestritten; einer der urtheilsfähigsten *) unter ihnen hat gemeint, daß die Grabinschrift Worm's, in welcher er „der Wahrheit Liebhaber, des Lasters Feind, seines Vaterlandes Prophet, Indiens dänischer Apostel“ genannt wird, von ihm selbst verfaßt sei. Dem sei, wie ihm wolle, jedenfalls verdient Worm nicht den Namen Apostel. Es hat mit den Handelsniederlassungen der Europäer in fremden Ländern seine eigene Verwandtniß. In ihren Geschichten finden sich manche schwarze Blätter. Auch Trankebar's Geschichte hat solche. Von der Kolonie aus führten die Dänen mit den heidnischen Nachbarn lange blutige Kriege. Die Gefangenen machten sie zu Sklaven. Es war Gebrauch, diese zu taufen und sie alsdann zu verkaufen. Mit 5 — 10 Piaßtern ward ein solcher getaufter Sklave bezahlt. Solch Handeln hat die Wege der Dänen in Ostindien mit Schmach bedeckt.

Die Lage der Heidenwelt Trankebars blieb das ganze siebenzehnte Jahrhundert hindurch dieselbe. Ein Königswort, welches befahl, daß die ostindische Kompagnie für Prediger auf den Schiffen und im Lande sorgen solle, hatte keine Folgen. Erst Friedrich IV. führte, wie wir schon gehört haben, eine bessere Zeit herbei.

*) Es ist der berühmte dänische Geschichtschreiber Pankroft van

301 Ziegenbalg hat uns über die Heiden Trankebars manche Briefe geschrieben. Er nennt sie „schwarzbraune Malabarern“, welche unter dem heute gewöhnlicheren Namen Hindu bekannter sind. Das ist ein eigenes Volk. Man könnte ganze Bücher darüber schreiben, wenn man Alles erzählen wollte, was diese Hindu zu einem so eigenthümlichen Volke macht. Wir müssen uns aber nur auf Weniges beschränken. Durch ganz Ostindien herrscht der Götzendienst. Er heißt die Brahmareligion. Die Priester, Brahminen, wissen eigentlich nur, wie es damit ausfiehet; das Volk läßt sich von ihnen verführen. Die Priester haben sich ihre Glaubenslehre so zusammengesetzt. Es gibt ein höchstes Wesen, eine allgegenwärtige, allwissende und ewige Gottheit. Die nennen sie Brahm oder Parabrahma. Aus diesem einen höchsten Wesen, das in sich versenkt und verborgen dahin lebt, sind drei andere Gottheiten entsprungen. Die erste heißt Brahma. Brahma ist der Schöpfer der Welt, aber weil er über sein Werk hochmüthig geworden ist, so hat ihn Brahm verflucht. Wischnu, die zweite Gottheit, erhält die Welt. Der hat sich neun Mal unter verschiedenen Gestalten gezeigt, als Fisch, als Schildkröte, als Schwein, als Löwe, als Zwerg, als Riese u. s. w. Der dritte Gott heißt Schiwa. Er zerstört und verwandelt die Welt. Diese drei Götter sind die Hauptgötter. Außerdem gibt es aber noch eine Unzahl kleinerer Götter und Göttinnen. Sie alle sind aus dem obersten Gotte, aus Brahma, hervorgegangen. So sollen die Hindus noch 330 Millionen Götter haben. Die klügsten Brahminen wissen freilich wohl, daß es mit ihrer Religion nicht richtig ausfiehet. Aber sie haben allerhand Ausreden, wenn man sie fragt, warum sie denn doch so viele Götter anbeten. Sie wollen gerne als Verehrer eines Gottes angesehen werden. Da sagen denn die gelehrten Männer, daß man nur allmählig zu der Erkenntniß

Gottes gelangen könne. Daher müsse man mit den kleinen Göttern den Anfang machen und von Stufe zu Stufe emporsteigen, bis man zu dem höchsten Wesen angelangt sei. Die Verehrung, welche man den kleinen Göttern erweise, gelte eigentlich doch nicht diesen, sondern in ihnen bete man die höchste Gottheit, Brahmi, an.

Die Bilder der drei obersten Gottheiten fanden Ziegenbald und Plütschau auch in Trankebar in großen Pagoden stehend. „Die armen Leute,“ schreibt Ziegenbald aus Trankebar am 2. September 1706, „mögen etwa einmal gehört haben, wie zwar nur ein einiges göttliches Wesen sei, aber sich in drei Personen geoffenbarete habe.“ Nun kann dir Ziegenbald auch einmal ein solches Gözenbild beschreiben, damit du einen Begriff von ihren religiösen Vorstellungen bekommst. Ich will hier die Beschreibung des Schiwabildes, das in Trankebar stand, hersetzen. Die übrigen Gottheiten näher zu beschreiben, will der enge Raum dieses Büchleins nicht leiden. Es ist auch mit diesem Einigen genug. „Er stehet,“ sagt Ziegenbald vom Schiwa, „in einer großen Pagode allhier, hat drei Augen, unter welchen das eine in der Stirne ist, und Alles verbrennen soll, was er ansieht. Auf beiden Seiten hat er acht Hände, zusammen sechszehn, in welchen er ganz besondere Dinge hält. An seinem Halse hängt eine Schelle, wie die Kühe zu haben pflegen. An der Stirn hat er einen halben Mond und ist mit Schlangen und Tigern bekleidet.“

Und diese armen Heiden haben ein Verlangen, selig zu werden. Sie lassen es sich darum sauer werden, viel saurer, als die Christen es thun. Nicht allein bringen sie ihren Gözen Opfer, sondern sie legen sich auch selbst die schwersten Bußübungen und Kasteiungen auf, weil sie dadurch selig zu werden meinen. So suchen sie ihren Leib ihr ganzes Leben hindurch in Einer Stellung zu erhalten. Andere

stehen bei ihrem Gebete Stunden lang bis über die Hüfte im Wasser, oder bleiben so lange im Gebet, bis ihnen die ausgereckten Hände steif zusammenwachsen. Andere Büsser lassen sich alle Tage einige Stunden an den Füßen über einem Feuer aufhängen, gehen auf Pantoffeln voller eiserner Nägel, wälzen sich einige Meilen mit nacktem Leibe in dem heißem Sande fort, bis sie erschöpft und ihrer Kräfte beraubt liegen bleiben. Und solcher Bußübungen haben sie noch viele andere.

Ein Ringen nach der Erkenntniß der Wahrheit zeigt sich unter den Heiden Ostindiens in der Entstehung der verschiedenartigsten religiösen Sekten und Schulen. Eine jede von ihnen glaubt den Weg zur Seligkeit gefunden zu haben, und ihre Häupter oder Führer, Guru genannt, ziehen im Lande umher und suchen durch allerlei Ueberredungskünste sich Anhänger zu verschaffen. Ist nun in einem Hindu eine Bekümmerniß um seiner Seelen Seligkeit erwacht, so begrüßt er mit Freuden die ihm gemachten Verheißungen der Guru; er läßt sich in die Sekte aufnehmen, und der Guru zieht seines Weges weiter. Aber ach, bald erkennt er, daß er betrogen und betrogen, der versprochene Frieden wird ihm nicht, und es läßt ihm keine Ruhe, er zieht von Sekte zu Sekte, aber die Seligkeit findet er nicht. Wir wollen, um uns durch einen Blick in das Leben in diese Zustände führen zu lassen, einen jetzt bekehrten Hindu über seine Forschungen nach der Wahrheit hören.*) Nama ist sein Name und er schreibt also: „Nach Landesitte wurde ich, als ich ungefähr zwölf Jahre alt war, zur Schule geschickt, wo ich lesen und schreiben lernte. — Nach diesem befand ich mich eine geraume

*) Nach einem handschriftlichen Berichte meines Freundes, des Miss. G. W. Jensenberg in Bombay, mitgetheilt.

Zeit hindurch unter der religiösen Leitung eines Sadhu,*) der ein Verehrer des Wischnu war und mich in den Hindu-Schastras (heiligen Büchern) unterrichtete. Zu der Zeit verehrte ich ein Bild des Withoba**), da ich aber keinen Frieden dabei hatte, so erkundigte ich mich bei dem Sadhu, ob ich auf diese Weise zur Seligkeit gelangen könnte. Er konnte mir keine Hoffnung dazu machen. Das machte mir großen Kummer und bewog mich, meine Verbindung mit dem Sadhu aufzulösen und mein Heil anderwärts zu suchen. — Einige Zeit nachher machte ich die Bekanntschaft eines Sanjasi***), der mich in den Schastras unterrichtete, und besonders darauf drang, daß ich die Fasten des Ekadashi****) halten sollte. Ich fragte ihn, was Ekadashi sei. Er sagte, es sei aus dem Munde Bramha's hervorgegangen. Ich verlangte sodann zu wissen, was für Nutzen das Fasten des Ekadashi gewähre. Er erwiderte, daß ich dadurch die Vergebung meiner Sünden erlangen werde. Ich war so thöricht, dieses zu glauben und zwölf Jahre hindurch diese Fasten regelmäßig zu beobachten. Dann wandte ich mich wieder ernstlich mit der Frage an ihn, ob ich durch dieses Mittel wirklich zur Seligkeit gelangen werde. Er antwortete: Keineswegs, deine Seligkeit kannst du auf diesem Wege

*) So nennen die Hindu eine Klasse von Ascetikern, die sich dem beschaulichen Leben hingeben. Sadhu heißt ein Heiliger.

**) Withoba ist eine Menschwerdung des Krischna, der selbst für eine Menschwerdung des Wischnu gehalten wird. Withoba wird besonders im Süd-Marathalande, namentlich zu Pardharpur, verehrt.

***) Sanjasi ist der Name eines Ordens brahminischer Bettelmonche, die sich von der Welt zurückgezogen haben, um durch Erstödtung ihrer Sinnlichkeit sich in die Gottheit zu versenken.

****) Ekadashi heißt: der eilfte, besonders der eilfte Tag des zunehmenden oder abnehmenden Mondes, welcher von vielen Hindu als Fasttag beobachtet wird.

nicht finden. So war also auch diese lange Arbeit und Mühe vergeblich. Mein Geist war sehr niedergedrückt, und es war mir natürlich unmöglich, länger bei diesem Manne zu bleiben. — Hierauf lernte ich einen Dschangam Guru *) kennen, den ich bat, mir den Weg zu zeigen, auf welchem er und seine Religionspartei ihre Seligkeit suchten. Er versprach mir, diese Bitte unter der Bedingung zu gewähren, daß ich sein Schüler würde. Ich verstand mich dazu und erkundigte mich dann darnach, welche Gottheit er verehere. Er antwortete: Sadaschiwa **), und befahl mir, denselben auch zu verehern. Lange Zeit nun fuhr ich fort, dieser eingebildeten Gottheit meine Verehrung zu zollen, und die Schastras zu lesen, welche der Guru mir gegeben hatte. Unter diesen befand sich auch eines, welches den Titel Poumaia, d. h. die trügerische Scheinwelt, führte, und woraus ich die traurige Entdeckung machte, daß auch Sadaschiwa nicht im Stande sei, mich selig zu machen. Hierauf richtete ich die Frage an meinen Guru, wie es doch komme, daß Sadaschiwa den Menschen nicht selig machen könne, wenn er wirklich Gott wäre. Er antwortete, Sadaschiwa sei Schöpfer und Zerstörer, habe aber nicht die Macht, selig zu machen. Ich bat ihn nun flehentlich, mir zu sagen, wie ich zur Seligkeit gelangen könnte, allein er erwiderte, eine solche Erkenntniß sei keinem Menschen gegeben. Ich war auf's tiefste betrübt, zu hören, daß in den Schastras kein Weg zur Seligkeit offenbart sei, und verließ auch diesen Guru sogleich.

Nicht lange nachher ging ich nach Aurangabad, wo ich

*) Die Dschangams bilden eine eigene Sekte, die sich außer dem, daß sie Schiwa verehrt, durch Regellosigkeit, Brahminenhass u. a. m. auszeichnet.

**) D. h. der ewig Glückliche, ein Beinamen des Schiwa.

mit einem Dschuti *) zusammentraf, welcher seinen Mund mit einem Tuche verbunden hatte. Ich fragte ihn nach der Ursache dieser Erscheinung, erhielt aber keine Antwort. Daher ging ich ihm nach in seine Hütte und wiederholte meine Frage, worauf er mir zur Antwort gab, es sei so Sitte bei seiner Sekte, den Mund mit einem Tuche verbunden zu halten. **) Ich äußerte dann mein Verlangen, etwas Näheres über die Lehren, Gebräuche u. s. w. seiner Religionsgesellschaft zu erfahren. Ehe er sich aber hierauf einließ, mußte ich ihm zusagen, daß ich sein Schüler werden wolle. Ich ließ es mir gefallen; und noch an demselben Tage trat ich zu ihm als sein Schüler ein. Darauf fragte er mich, ob ich ein Götzenbild zu haben wünschte, dem ich meine Verehrung widmen möchte. Ich antwortete mit der Gegenfrage, was für ein Götzenbild er mir zur Verehrung empfehle. Er zeigte mir einen goldenen Götzen und empfahl mir, denselben zu verehren. Als ich ihn darauf nach dem Namen des Götzen fragte, sagte er, er heiße Parusnath. ***) Meinen Einwand, daß ich kein Gold habe, um ein solches Götzenbild machen zu lassen, beseitigte er dadurch, daß er sagte, es brauche kein goldenes Bild zu sein, ein silbernes oder kupfernes würde dieselben Dienste thun. Er gab mir also ein kupfernes

*) Die Dschutis sind Bettelmönche von der Sekte der Dscheins, die eigentliche Atheisten sind, indem sie an keinen persönlichen Gott glauben, jedoch verehren sie ihre Voreltern, so wie auch eine Anzahl ausgezeichneten Menschen, welche sich um sie verdient gemacht haben.

**) Der Grund dieses Gebrauchs ist kein anderer, als die Furcht, beim Einathmen, Trinken, Essen u. irgend etwas Lebendes zu verschlingen und zu tödten, was bei ihrem Glauben an die Seelenwanderung für eine große Sünde von ihnen gehalten wird.

***) Die Dscheins verehren 24 große Weise, die sie Tirthankars nennen. Der 23. derselben war Parusnath oder Parsanath, der ungefähr 800 Jahre v. Chr. gelebt haben soll.

Bild von Parusnath, und ich verehrte dasselbe zwei Jahre hindurch. Darauf kam einmal ein Brahmine zu meinem Hause, und als er das Bild sah, fragte er, wen dasselbe vorstellen sollte. Ich sagte, es sei das Bild des Parusnath, welches mein Guru mir zu verehren gegeben habe. Der Brahmine sagte, es sei aber kein Gott. Darauf fragte ich ihn, wo denn Gott zu finden sei. Er sagte, Gott sei in ihren Schastras; aber obgleich ich ihn bat, mir diese Schastras zu geben, so wollte er dazu sich doch nicht verstehen. Das erfüllte mich mit Betrübniß, so daß ich in mir selbst ausrief: „O Gott, habe ich mir denn alle die Mühe umsonst gegeben?“ Ich fühlte mich nun doch gedrungen, noch einen Versuch zu machen, und kaufte mir verschiedene Theile der Hinduschastras. Eine lange Zeit beschäftigte ich mich mit dem Studium dieser Schriften. Als ich aber in's Lesen der Bhagavad Gita *) hineinsam, entdeckte ich zu meinem größten Schmerze, daß auch Bramha nicht im Stande sei, mich selig zu machen.

Eines Tages traf ich in meinem Geburtsorte Mandoe mit einem Maubhau **) zusammen. In der Hoffnung, daß er mir vielleicht Etwas über den Weg zum Heile werde sagen können, wandte ich mich mit der Frage an ihn, warum er die Korallen in seinem Rosenkranze abzähle. Er erwiderte zornig: Was geht dich das an? Ich sagte ihm, ich würde es als eine große Gefälligkeit betrachten, wenn er es mir

*) Bhagavad Gita, Gesang zu Ehren des höchsten Gottes, ist der Titel eines Theils der Mahabharata, eines der ausgezeichnetsten Gedichte nicht nur der Indier, sondern aller Völker und Zeiten. Die Bhagavad Gita kann als getreue Darstellung der pantheistischen Religionsphilosophie der Hindu betrachtet werden. Es ist ein philosophisches Lehrgebieth, in welchem der Gott Krishna seinen Günstling Ardschuna über das Wesen der Gottheit und ihr Verhältniß zur Welt zu belehren sucht.

**) Eine Sekte, welche nur den Krishna verehrt.

sagen wollte. Er sagte, daß, wenn ich das zu wissen wünschte, ich sein Schüler werden müßte, dann wollte er mich unterrichten. Ich ließ mich auch hierzu bewegen, worauf er mir einen Rosenkranz *) und einen Gößen schenkte. Zugleich befahl er mir strenge, nur den Kelschna zu verehren und vor keinem Gößenbilde niederzufallen, welches (nach Sitte der übrigen Hindu) mit rother Farbe bemalt sei. Nachdem ich eine geraume Zeit hindurch seiner Leitung gefolgt war, gewann ich die Ueberzeugung, daß auch auf diesem Wege das Heil meiner Seele nicht zu finden sei. Ich hatte nun von Sekte zu Sekte herumgewandert, und die Hindu-Schastras mit Fleiß studirt, befand mich aber völlig außer Stande, zu entdecken, wie meine Sünde vergeben werden und meine ewige Seligkeit zu erlangen sei.“ — O das arme Volk, das gern selig werden möchte, und doch nicht selig werden kann, weil ihm der Seligmacher fehlt!

Man sollte nun denken, daß dies Volk freudig das Evangelium von Christo aufnehmen würde. Aber so ist es nicht. Nirgendwo hat das Evangelium mit dem heidnischen Aberglauben einen so harten Kampf zu kämpfen, als in Ostindien. Die Brahminen, die Priester des Landes, haben eine Gewalt über das Volk, die schwer zu brechen ist. Kein Hindu zweifelt an der Macht seines Brahminen, auch wenn er in den größten Lastern und Sünden dahin lebte. Ein mächtiges Bollwerk des Heidenthums in Ostindien gegen das Wort vom Kreuze ist die Eintheilung des Volkes in Klassen oder Kasten. Diese Eintheilung führen sie auf Brahma zurück. Aus seinem Munde ging die oberste Kaste der Brahminen hervor, aus seinem Arm die Kriegerkaste, aus Brahma's Brust die Kaste der Kaufleute,

*) Der Gebrauch des Rosenkranzes findet sich bei den meisten morgenländischen Völkern.

aus Brahma's Fuß die dienen die Kaste. Jede dieser Kasten hat wieder ihre besonderen Unterkasten. Diese Kasteneinteilung ruht schwer auf dem armen Volke. Jede Kaste ist für sich abgesondert, die eine darf sich nicht mit der andern vermischen, was der Vater ist, muß der Sohn werden. Wer sich in dieses Gesetz nicht fügen will, wird verstoßen in die unterste Kaste. Dazu gehören die verachtetsten Menschen; sie dürfen nicht einmal von den Gliedern der andern Kasten berührt werden. Diese Kastengesetze benutzen die Brahminen zur Aufrechterhaltung ihrer Macht. Wer ihren Vorschriften nicht folgt, muß in die unterste Kaste. Und das ist für den Hindu hart. Welche Liebe zum Heilande muß ein Hindu haben, ehe er sich über dieses Alles hinwegsetzen kann!*)

In das Familienleben der Tamulen wollen wir uns von einem Manne einführen lassen, dessen langjährige Beobachtungen in folgenden Mittheilungen niedergelegt sind**); „Ghe ich eine Darstellung des Familienlebens zu geben suche, wie ich es während meines zwanzigjährigen Aufenthalts als Missionar in Indien beobachtet habe, muß ich einige Grundsätze der indischen Gesetzbücher rücksichtlich des Weibes berühren, weil diese seit Jahrtausenden unaufhörlich fortgewirkt haben, den Charakter der Nation zu verschlechtern und deren häusliche und bürgerliche Verhältnisse unglücklich zu machen. Manu, dessen Gesetzbuch allgemein anerkanntes und göttliches Ansehen bei den Indiern hat, erklärt, daß die vier Religionsbücher der Indier (die Vedas) so heilig sind, daß außer den Brahminen keine andere Klasse von Männern und

*) Ueber die Verfolgungen, denen die bekehrten Hindu von Seiten der heidnischen Priester und Verwandten ausgesetzt sind, vgl. meinen Missionssegen. S. 1 ff.

**) Missionar Dr. Bernhard Schmidt, bei Hoffmann, Die Erziehung des weiblichen Geschlechts in Indien etc. S. 40 ff.

kein Weib sie lesen darf, ja würde auch nur ein Wort des sanskritischen Urtextes in das Ohr eines Weibes fallen, so würde unfehlbar über das Land ein großes Unglück kommen, — und in einer anderen, späteren Stelle sagt Manu: „Weil das Weib die Wedas nicht kennt, so kann sie nicht zur Seligkeit gelangen.“ Barmherziger gegen das weibliche Geschlecht ist der religiöse Volksglaube, welcher dem Weibe zwei Mittel anbietet, himmlisches Glück zu erlangen, (wenn anders auch selbst diese barmherzig genannt zu werden verdienen), nämlich, wenn sie ihrem Manne unbedingte, slavische Unterwürfigkeit bezeugt, und wenn sie einen Sohn auferzieht, der ihre Leichen-Ceremonie verrichtet. Diese zwei Glaubenssätze sind tief in das indische Gemüth eingewurzelt. — Ich gehe nun zur Darstellung ihres häuslichen Lebens über. Die Geburt eines Mädchens wird nur mit halber Freude bewillkommenet. Ist's ein Sohn, so verkündet der Vater dies frohe Ereigniß seinen Verwandten und Nachbarn mit den Worten: „Ein Sohn ist mir geboren.“ Ist's ein Mädchen, so sagt er etwa nur: „Ein Kind ist mir geboren,“ und mehr als einmal, wenn ich fragte: „Ein Knabe oder ein Mädchen?“ habe ich ihn mit einer kleinlauten Stimme und mit einer Art von Scham: „Es ist ein Mädchen,“ antworten hören, gerade als hätte er ein Versehen begangen.

Nach europäischen Ideen sollte man nun von mir die Beschreibung ihrer Erziehung erwarten, aber da ich indisch-heidnisches Familienleben darzustellen habe, muß ich zunächst die Angelegenheit berühren, welche die nächste und größte Sorge indischer Eltern ist, und dies ist — die Verheirathung des Mädchens. Ein Mädchen wird von den Eltern als eine Bürde betrachtet, als ein Feuer, das auf den Händen der Eltern brennt, und schon bei der Geburt sieht man sich unter der Bekanntschaft und Nachbarschaft um, welchem Knaben sie wohl als Frau zufallen könne. Die Regeln einiger Kasten

überheben, die Eltern dieser Sorge und bestimmen ziemlich unabänderlich, welcher Knabe unter den entfernteren Graden der Verwandtschaft das Mädchen heirathen muß. Manche Eltern bestimmen ihre Kinder für einander zur Ehe, noch vor ihrer Geburt, im Fall, daß das erwartete ein Mädchen ist. Der Hauptgegenstand der Ehepacten ist, wie viel Juwelen der Bräutigam seiner Braut zu geben hat. Reiche Eltern verheirathen ihre Töchter schon in ihrem vierten Lebensjahre; ärmere, sobald sich ein Bräutigam findet. Der Knabe ist gewöhnlich ein oder mehrere Jahre älter. So lange die Eltern noch leben, hat selbst der herangewachsene Sohn nie eine Stimme in der Wahl seiner Braut. — Ist zwischen den Eltern zweier Kinder ein Ehevertrag zu Stande gekommen, so wird der Astrolog des Orts über eine günstige Constellation befragt, und an dem Tage und der Stunde, die er bestimmt, wird die Trauung vollzogen, indem ein Familienfest veranstaltet wird, der Priester einige Gebete im Sanskrit über dem Brautpaare hersagt, und, außer einigen anderen Ceremonien, der Bräutigam und die Braut von einem Teller zusammen essen. Hiermit ist die Ehe unzertrennlich geschlossen, und sollte der Knabe während des Essens noch sterben, so ist sie eine Wittwe und darf nie wieder heirathen. Ein solches Beispiel fiel in Palamcottah vor. Ein reicher, kinderloser Sudra nahm zwei Brahminenkinder, einen Knaben und ein Mädchen, an Kindesstatt an und verheirathete sie zusammen, der Knabe war fünf, das Mädchen vier Jahre alt. Man gab den Kindern am Hochzeitstage so viel Zuckergebäckes zu essen, daß der Knabe krank wurde und in der Nacht an Unverdaulichkeit starb. Dies Kinderspiel von einer Ehe hat das Mädchen zeitlebens zum ehelosen Stande verdammt, wenn sie nicht, was leider häufig in jenen brennend heißen und unmoralischen Ländern sich zuträgt, der Versuchung nachgiebt und Schande auf ihre Familie bringt. —

Ist eine solche Kindertrauung glücklich vollzogen, so geht der Knabe mit seinen Eltern wieder nach Hause und zur Schule; das Mädchen lernt bei ihrer Mutter kochen, bis sie älter ist, dann wird unverzüglich ein neues Familienfest veranstaltet und das Ehepaar zusammengegeben.

Die einzigen häuslichen Beschäftigungen, die dem indischen Weibe obliegen, bestehen im Kochen, im Wasserholen (welches selbst angesehene Brahminenfrauen verrichten), im Aufwarten bei Tische, und, unter den Aermern, im Spinnen. Es gibt nichts zu nähen, weil die Indier, männlichen und weiblichen Geschlechts, unge säumte Baumwollentücher um die Lenden winden und über Schultern und Kopf werfen, und wenn es je etwas zu nähen gibt, so darf der Schneiderzunft, nach den Regeln der Kaste, nicht ins Handwerk gegriffen werden. Die indischen Weiber waschen kein Kleid, weil das die Beschäftigung einer besonderen Wäscherkaste ist, welcher ebenso wenig ins Handwerk gegriffen wird. Aber es gibt auch andere Ursachen, wodurch der Indier seines Weibes zum Waschen nicht bedarf: Die, welche an Flüssen wohnen und sich täglich baden können, waschen ihre zwei Stücke Baumwollkleider allemal gleich mit und trocknen sie während des Nachhausegehens, indem sie sie gegen die Luft und Sonne halten. Bettzeug haben sie nicht, weil sie in ihren Kleidern auf Matten schlafen; Tischzeug haben sie ebenso wenig; ihre Kinder gehen meistens ganz nackt. In Dörfern, entfernt von Flüssen, ist oft so großer Wassermangel, daß es höchst zeitverderbend, ja häufig unmöglich wäre, aus dem Brunnen, wenn einer da ist, oder aus dem halbvertrockneten Teiche so viel Wasser nach Hause zu tragen, um eine kleine Wäsche anstellen zu können; auch haben diese armen Leute keine Waschgefäße. Sie gehen daher Monate lang in schmutzigen Kleidern, und selbst die ärmste Frau gibt, wenn es ja nöthig

wird, ihre Wäsche der Wäscherin. So abhängig sind die Indierinnen von der Kaste der Wäscherleute, daß es eine der bittersten Verfolgungen ist, die sie um des Christenthums willen zu ertragen haben, daß den Wäscherleuten von den heidnischen Obrigkeiten geboten wird, den Christen nicht zu waschen. — Um so weniger ist der Indier von seiner Frau abhängig, und wenn sie nicht gut kochen kann, oder ihm nicht recht unterwürfig aufwartet, so ist kaum etwas anderes, was ihn an sie nach den ersten Jahren der Jugend, die in ihrem 25. Jahre und früher schon vorüber ist, fesseln könnte. Da kein heidnisches Mädchen, außer den Bajaderen (Tempelmädchen), lesen oder rechnen lernt, und ihre Lebenszeit nur unter Weibern in der Küche und höchstens am Brunnen zubringt, so ist ihr Geist ungebildet, höchst beschränkt, leer, ohne allen Reiz und moralische Schönheit, ja sie kann ihrem Manne nicht einmal die Geschäfte des Einkaufs der Esawaaren und anderer abnehmen, weil sie häufig betrogen werden würde, nicht zu gedenken, daß der einigermaßen wohlhabende Mann aus Mißtrauen in den Charakter seiner Frau sie weder auf den Markt, noch überhaupt allein aus dem Hause gehen läßt, wo er es nur immer vermeiden kann.

Lesen lernen die Mädchen hauptsächlich schon deswegen nicht, weil fast alle in den indischen Volksdialekten geschriebenen Bücher, die ich habe kennen lernen, unkeusche Geschichten von Göttern oder Menschen enthalten, so daß man keinem Mädchen, das lesen kann, einen reinen Charakter zutraut, da auch die, welche nicht lesen können, ohnehin so viel von den Schandthaten ihrer Götter hören, daß ihre Phantasie befeuchtet genug ist. Nur die Bajaderen lernen lesen, um die Loblieder der Götter beim Tempeldienste singen zu können, aber da diese alle zu gleicher Zeit öffentliche Dirnen sind, so wird durch diesen Umstand die Abneigung und das

Vorurtheil der Indier gegen weiblichen Unterricht nur noch mehr bestärkt; man fürchtet, daß die, welche lesen und schreiben kann, leicht zu den Bajaderen übergehen könne, oder doch wenigstens ihre Kenntniß und erworbene verhältnißmäßige Bildung zum Schreiben von Liebesbriefen und andern schlechten Gedanken gebrauchen werde. — Aber es ist eine Thatsache, daß in den früheren Zeiten der tamulischen Cultur, namentlich vor der Eroberung und Zerrüttung der Nation durch die Muhamedaner, es gelehrte Frauen gegeben hat, und einige Sammlungen moralischer Sprüche in veralteter Sprache, die noch jetzt die Knaben in allen heidnischen Schulen der tamulischen Nation auswendig lernen, werden von den Indiern selbst einer solchen gelehrten Frau zugeschrieben. Doch wir kehren wieder zu dem Familienleben der Indier zurück. Selbst Abbé Dubois, der 32 Jahre als Missionar in Indien lebte und in vieler Hinsicht indische Ideen angenommen und indische Sitten liebgewonnen hat, sagt in seinem Werke über Indien: „Es ist etwas ganz Gewöhnliches, daß die junge Frau, unfähig die üble Behandlung ihrer Schwiegermutter und ihres Mannes zu ertragen, schon in den ersten sechs Monaten ihrer Ehe zum Hause ihrer Mutter zurückflieht, wo sie doch einige Liebe genossen hatte. Der Mann kommt nach einigen Wochen, versöhnt sich mit ihr, und überredet sie, wieder bei ihm zu wohnen, aber nach einigen Wochen oder Monaten flieht sie wieder zu ihrem elterlichen Hause, der Mann holt sie nach einiger Zeit wieder heim, und so geht es fort, bis die junge Frau ein oder mehrere Kinder geboren hat, und ihrer Kleinen wegen das Elend erträgt und in ihres Mannes Hause aushält!“ — Derselbe Missionar erzählt eine indische Legende, welche zeigt, was für Mittel die Brahminen anwenden, um das Gemüth des armen Weibes so recht sklavisch zu machen, und zu zerknirschern, die ich gern

mit Stillschweigen übergehen möchte, um das Zartgefühl europäischer Frauen zu schonen und die Schande der Menschheit zu verdecken, wenn sie nicht das indische Gemüth und die indische Volksthümlichkeit so ganz wahr und charakteristisch darlegte. Die Legende ist, wie folgt: Ein alter aussätziger Brahmane hatte eine junge Frau geheirathet. Als er einmal seinen Reis aß, fiel ein Glied seiner aussätzigen Hand ab, auf den Reis; er hörte auf zu essen und ließ das Glied auf dem Reise liegen. Es ist etwas höchst Erniedrigendes für Indier, das, was ein anderer übrig gelassen hat, zu essen, aber eben deswegen ist es für ein Weib Pflicht der Liebe, Achtung oder sklavischer Untwürdigkeit gegen ihren Mann, was er übrig gelassen hat, rein aufzuessen. Diese Frau that es auch; als sie an den abgefallenen Finger kam, schob sie ihn bei Seite und aß auch den Reis auf, worauf er gelegen hatte. Der alte Mann, der es wohl beobachtet hatte, sah sie mit Liebesblicken an und sagte: „Weil du eine solche Liebe zu mir hegst, sollst du auch im andern Leben die höchste Seligkeit mit mir genießen!“ Nur das Christenthum kann das indische Weib von einer solchen die Menschheit entehrenden und das moralische Gefühl ertödtenden Geistesflaverei befreien, und ihr bessere, reinere, ausdauerndere Grundsätze der Tugend geben. — Es ist etwas sehr Gewöhnliches, daß ein übrigens verständiger Vater von höherem Range in der bürgerlichen Gesellschaft seinen kleinen Sohn auf den Schooß nimmt, und, zum Zeitvertreib und Scherz, ihn in Gegenwart der Mutter alle Arten von Schimpfnamen gegen sie aussprechen lehrt. Ja, das Weib ist so niedergedrückt und verachtet, daß selbst unter indischen Christen es schwer fällt, ihr durch die positiven Gebote des Christenthums die gehörige Ehre und den gebührenden Schutz zu verschaffen und nur durch Ausdauer von Seiten der Missionare, durch weise Mäßigung und durch

geduldig fortgesetzten Unterricht und Ermahnungen kann diesem Uebel abgeholfen werden. So gestand mir einmal einer unserer Katecheten, der früher, so wie seine Frau, zur römischen Kirche gehört hatte, daß, als er mit einem Manne sich über die Beendigung einer schwierigen Angelegenheit beredet und keinen Rath gewußt habe, und seine Frau von der Küche aus ihnen einen vortrefflichen Ausweg an die Hand gegeben habe, so habe es ihn so verdrossen, daß ein Weib klüger gewesen wäre, als er, daß er erzürnt geworden und mit ihr gezankt hätte. Er erzählte mir dies in einer traulichen Unterredung als einen Beweis seines thörichten und verdorbenen Herzens. — Als ich einen anderen Katecheten zur Rede stellte, daß er seine junge Frau geschlagen habe, antwortete er mit Lächeln und Erstaunen: Soll nicht ein Vater sein Kind züchtigen?!

Aber wenn auch eine Frau unter günstigeren Verhältnissen lebt, als die von Abbe Dubois beschriebenen, oder wenn sie durch natürlichen Verstand und Anmuth, durch Nachgiebigkeit und Unterwerfung sich die Liebe ihres Gatten und ihrer Kinder einigermaßen erwirbt, so sind doch die allgemeinen Landes sitten und Gesetze so niederdrückend und entwürdigend für sie, daß gewiß kein europäisches, christlich gesinntes Weib selbst die Glückliche von ihnen beneiden würde. Außer am Trauungstage ist sie nie, wie schon gesagt, mit ihrem Mann und Kindern, sondern steht hinter ihnen, um aufzuwarten und das Uebriggelassene zu essen; selbst die sechs- bis achtjährige Tochter darf schon nicht mehr mit ihrem Vater und ihren Geschwistern essen, sondern muß mit der Mutter dienen; sie darf mit keinem Manne sich unterreden, außer etwa mit den allernächsten Verwandten. Geht das indische Weib mit ihrem Manne aus, so muß sie immer einige Schritte hinter ihm bleiben, aber etwas auf der Seite, damit er beständig beobachten kann, ob sie nach andern

Männern blickt; begegnet ihr, wenn sie allein ausgeht, ein anderer Mann, so muß sie, wenn sie nicht zur niedrigsten Klasse gehört, und die Straße nicht gedrängt ist, sich so drehen, daß sie ihm nicht ins Angesicht sehen kann, und so lange stehen bleiben, bis er vorübergegangen ist; wird sie von ihm angeredet, was nur im höchsten Nothfall geschieht, so verhüllt sie sich tief in ihren Schleier; — vernachlässigt sie eine dieser und vieler andern Regeln, so muß sie gewärtig sein, von ihrem Manne mit dem Stock gezüchtigt zu werden. Einen Sohn wagt nicht leicht eine Mutter zu züchtigen, weil es ja in seiner Gewalt steht, die Leichencereemonie nach ihrem Tode ihr vorzuenthalten, und sie so ihrer Seligkeit zu berauben. Mehrere Familien- und bürgerliche Rechte, die im christlichen Europa jegliche Gattin genießt, werden ihr nur dann erst zu Theil, wenn sie einen Sohn gebiert; — eine indische Frau, die keine Kinder oder nur Töchter hat, führt ein trostloses Leben und muß häufig sehen, daß ihr Mann deswegen eine andere jüngere Frau heirathet und durch sie ihr Leben noch mehr verbittert; häufig kommen daher auch Vergiftungen vor. — Aber herzzerreißend ist es anzusehen, wie eine heidnische Mutter jammert, wie sie ihr Haar anreißt, sich in dem Staube wälzt und ihre Brüste schlägt, wenn ihr einziger Sohn stirbt. Kaum größer ist ihr Elend, wenn sie ihren Mann verliert, denn ihr seitheriges Eigenthum gehört nicht ihr, sondern des Mannes männlichen Verwandten, selbst der Topf in der Küche wird von diesen habgierigen Menschen in Besitz genommen, nichts gesteht das Landesgesetz ihr zu, als die oft ziemlich werthlosen Juwelen und silbernen Arm- und Fußgeh-Ringe, die ihr von ihren Eltern und von ihrem Bräutigam bei ihrer Hochzeit gegeben waren, und die sie nur mit großem Verlust, wegen Betrügereien, verkaufen könnte; sie ist von nun an ganz abhängig

von andern Menschen, sie, die seither, wenn sie von ihrem Gatten geliebt und beschützt wurde, einigermassen Herrin in ihrem Hause war, ist nun Sklavin und eine nutzlose Bürde ihrer Schwiegermutter oder ihrer eigenen Söhne und übermüthigen Schwiegertöchter. Und wie kann es anders sein? Mit niedergedrücktem und zerknirschtem Gemüthe, ohne alle Bildung und Anmuth des Geistes, ohne alle Grundsätze und Charakter, ohne wahre, edle Liebe, unter Menschen ohne Liebe, ohne Edelmuth, — denn Selbstsucht und Fühllosigkeit ist ein Hauptcharakter der Indier, kann sie durch nichts der Familie sich nützlich und angenehm machen, weder durch Rath in Familien-Angelegenheiten, noch durch Hülfe in der Erziehung der Enkel, noch durch Handarbeiten; ist es daher zu verwundern, wenn sie im ersten Schmerze bei dem Tode ihres Gatten den Entschluß ausspricht, ihn nicht zu überleben? Die Verwandten und Brahmanen, gierig nach dem Besitze ihrer Juwelen, halten sie beim Wort und wenden alle Mittel an, selbst Branntwein, sie zu verhindern, sich zu besinnen und etwa durch einen Widerruf den verstorbenen Mann und seine Familie zu beschämen; sie versichern sie, daß sie nicht allein selbst die höchste Seligkeit mit ihrem Manne genießen, sondern auch früheren Generationen ihrer und seiner Familie zu sinnlichem Glück verhelfen werde, und lassen sie nicht undeutlich merken, daß, wenn sie sich mit ihrem Manne nicht verbrennen lasse, ihr in diesem Leben eine traurige Existenz bevorstehe. Aber was fast das Grausamste ist: wenn eine Frau sich verbrennen läßt, so muß ihr eigener Sohn, wenn sie einen hat, den Scheiterhaufen seiner lebenden Mutter anstecken. Ein Mann, ein Knabe, der seine eigene Mutter hat verbrennen können, der muß durch diese Handlung fürchterlich verhärtet und jeder andern Unthat fähig werden! Man sollte glauben, die Idee, daß ein Mutttermord begangen wird,

würde die ganze indische Nation erschüttert, und sie schon längst bewogen haben, diese Sitte mit einer Stimme zu verdammen und abzuschaffen, aber nein; so weit der Einfluß der Brahmanen überwiegend geworden, in der ganzen Präsidenschaft von Calcutta und Bombay bis an den Fuß des Himalaya, wurden jährlich Tausende der reicheren Wittwen einem schrecklichen Aberglauben und schändlicher Habsucht auf dem Scheiterhaufen hingeopfert; da ist „das Wehklagen, das Angstgeschrei der Unterdrückten, die keinen Helfer, keinen Tröster haben!“ — Das traurige Loos, dem die Hindufräuen vor und nach dem Tode ihres Gatten preisgegeben ist, hat die grausenhafte Sitte der Wittwenverbrennung oder das Sutti nur befördern können. Tausende solcher Unglücklichen haben sich alljährlich hingeopfert, nur um einem Leben zu entgehen, das für sie nichts als Elend war. Da, wo der Einfluß des Evangeliums hingedrungen, oder die Macht der brittischen Regierung sich geltend gemacht, ist diese Sitte zwar äußerlich abgeschafft, aber in den von fremden Einflüssen unberührten Districten Indiens herrscht sie noch in früherer grausenhaften Weise *). Folgender Bericht eines Augenzeugen enthüllt uns das schaudererregende Bild dieser Sitte: „Das kleine Wölkchen, das wie ein perlenweißes Fließ mit einem Purpursaum als Vorbote der tropischen Morgensonne aufsteigt und vom Frühwind in leichter Wellenbewegung über die Schatten der Nacht emporgehaucht wird, mag etwa ein Bild des frühesten Keitcheitslebens der Hindufräuen sein. Aber wie traurig ist der Anblick ihrer letzten Tage. Die kleine Wolke hat sich mit dichtem Dunkel weit über den Himmel ausgebreitet, rings umher nur schwarze Nacht und in ihr ein furchtbar ahnungsvolles Bewegen, — so war es mit der Fräuen des Subaru. —

*) Vgl. auch El. Buchanan, neueste Untersuchungen ic. S. 40 ff.

Holli-Letschema war die Tochter wohlhabender Eltern. Ihrer Kindheit folgten einige kurze Jahre reiferer Jugendblüthe, die aber schnell dahin flogen und während welcher ihre ganze Bildung nur in kindischem Spiel und äußerlicher Arbeit des Hauses bestand. Sie lernte sprechen, ihre Zähne waschen, ihre Kleider umbinden, anmuthig einhergehen, den Eingang des Hauses mit den Figuren zieren, welche mit einem geweihten Pulver, das man kunstreich auf den Boden streut, gezeichnet werden. Es war eine schmerzlose Zeit, aber auch ohne Bemühung, ihr irgendwelche Kenntniß beizubringen, die das Herz erweitert, eine Zeit ohne Sorge und Kummer, aber auch arm an Hoffnung für die Zukunft. Ueber dieser hing ein dunkler Schleier, den keine freundliche Hand zu lüften versuchte. Einmal, als sie erst sieben Jahre alt war, hörte sie viel von Heirath reden und verhandeln, aber die Sache war ihr so unverständlich und ihr Gefühl so wenig davon angeregt, daß sie kein Verlangen hatte, ihren Bräutigam zu sehen oder in seine Familie eingeführt zu werden. Die Zeit ging ohne weitere Sorge hin und als sich Gefühle und Neigungen in ihrem Herzen zu regen begannen, vernahm sie, daß sie bereits für ein Stück Gold verkauft sei. Die Vorhochzeit wurde vollzogen und die gewöhnliche Feier fand statt. Sie wurde dem Manne vorgestellt, aber noch nicht überliefert, der die unbedingte Herrschaft über ihre Person haben sollte und von ihr die unterwürfigste Huldigung erwarten konnte. Jetzt lebte sie als Verlobte bei ihren Eltern, bis es sich eignete, daß die eigentliche Heirath stattfand. — Jung und anmuthig, mit unbestimmten Vorstellungen vom ehelichen Leben, ohne gegenseitige Zuneigung und Vertrauen, gingen die jungen Leute durch die Festlichkeiten, die einem Opferfeste für den Geist der Zwietracht und des Aberglaubens ähnlicher waren, als dem Eintritt in einen Bund der Liebe, und jetzt wurde ihr

die einzige vom Gesez ihrer Nation gestattete Freundlichkeit erwiesen, indem sie Schmuck, Kleider und Speise in Fülle erhielt. — Ermüdend waren die Ceremonien der Trauung. Während der Bräutigam mit aller herkömmlichen Gastlichkeit von ihrem Vater empfangen wurde, goß man ihr drei Gefäße voll Wasser über den Kopf und sagte Gebete her, deren Wiederholung das Zartgefühl nicht gestattet. Die Hände der Neuvermählten wurden mit einem segenverheißenden Arzneistoffe gerieben, in einander gelegt und unter Musik von einer Matrone mit geweihtem Grase zusammen gebunden. Der Vater der Braut hieß nun die Priester ihre Segenswünsche sprechen, während er Wasser aus einem Gefäße, das auch wohlriechendes Gras enthielt, auf die verbundenen Hände der Verlobten goß, ihre Namen mit den Seinigen nannte und dazu sprach: „Bei Gott dem Seienden, ich übergebe dir dieses Mädchen mit Juwelen geschmückt und unter dem Schutze des Herrn der Geschöpfe“, worauf der Bräutigam erwiderte: „es sei gut!“ Holli's Vater schenkte nun dem Subaru ein Goldstück, ein Stück aus den Weda's wurde verlesen und die Neuvermählten traten vor, indem der Mann die ersten Worte des Gatten an sie richtete, die so lauteten: „Mögen die Fürsten des Himmelsraumes, möge Luft, Sonne und Feuer die Angst von dir treiben, die dein Herz bewegt, und dasselbe zu mir wenden. Sei freundlich anzusehen und deinem Manne hold, sei glücklich im Vieh, lieblich in deinem Sinn und schön von Person, sei die Mutter starker Söhne, sei fröhlich und liebe Vergnügen, bringe Glück unserm zwei- und vierfüßigen Vieh!“ Der Saum ihrer Mäntel wurde nun zusammengeknüpft mit den Worten: „Seid unzertrennlich in Pflicht, Vermögen und Liebe! — Welcher Hohn in allen diesen nichtsbedeutenden Worten! — Wir wollen die weiteren Gebräuche nicht schildern, die Opfer, welche beim Stehen

und Niedersitzen der Braut den verschiedenen Göttinnen gebracht wurden, die Darreichung von Reis, Butter und Anderem, die sieben Kreise, welche die Braut unter Verlesung der heiligen Bücher betrat, das Niedersitzen auf einer Ochsenhaut u. s. w. Kurz, wenn Opfer und Beobachtung herkömmlicher Formen glücklich machen könnte, so hätte Holli-Petschema den vollsten Anspruch auf Friede und Freude gehabt. Aber ach! es kam anders. Die unter so neuen Verhältnissen natürliche Zurückhaltung der jungen Frauen verschwand allmählich, sie äußerte sich freier gegen ihren Mann, aber ohne Vertrauen. Denn er erwartete an ihr nicht eine Lebensgefährtin in verständiger Gemeinschaft, eben so wenig, als sie geeignet war, mit ihm die Wege der Weisheit zu wandeln und ihn in Widerwärtigkeit zu trösten. Das spielende Vergnügen in der sanften jungen Gattin war dahin, sobald der Gatte sie näher kannte; die geringe Anziehungskraft, welche beim ersten Zusammentreffen am Hochzeitsfeste noch auf ihn gewirkt, verschwand, weil Laune, Selbstsucht, persönliche Geringschätzung der Familie Holli's oder die allgemeine Verachtung des Weibes nebst dem im väterlichen Hause gesehenen Vorbild, zusammen mit gelegentlichen Enttäuschungen, dem jungen Manne den letzten Rest von Reizung nahmen. Sie dagegen, nie daran gewöhnt, sich selbst zu beherrschen oder ihren Geist zu bereichern, konnte nach dem Tage nichts mehr aus ihrem Innern hervortreten lassen, was den Gatten an sie gefesselt hätte, denn sie hatte nichts, als was er schon in ihrem väterlichen Hause an ihr gesehen hatte, während er selbst, unbekannt mit sich selbst und der Welt, nicht auf Fehler gerechnet hatte, die er erst jetzt wahrnahm. Er wurde bald mißlaunig, reizbar, heftig, seine Wünsche wurden Befehle, seine Befehle harter Druck, und jetzt war schon nach kurzer Zeit ihr gegenseitiges Verhältniß

in das eines erbitterten Despoten und einer widerwilligen Sklavin verwandelt. Es gab noch Augenblicke, wo das eiserne Joch abfiel, wo sogar die seidenen Seile der Liebe den Tyrannen leiteten, wenn es den edleren Gefühlen des Herzens gelang, sich geltend zu machen; aber sie waren, wie Engelbesuche, äußerst selten. Jahre gingen hin, die Jugendblüthe welkte, die Sorge für eine Kinderschaar lastete schwer und fast ausschließlich auf der Mutter. Es war in ihr ein freundliches Wesen und ein gewisses Feuer der Seele gewesen, das, von Erziehung und Religion gepflegt, die schönen Früchte eines edlen, wohlwollenden und nützlichen Charakters hätte bringen können. Oft wünschte sie wohl, an den Gatten als die Stütze ihrer Jugend sich lehnen zu können, und selbst in den Stunden der Zwietracht fühlte sie sich weich und gerührt und hätte gern an ihm den vertrauten Genossen ihrer reiferen Jahre gehabt. Denn sie wußte nichts, dem sie leben konnte, als den Gatten oder ihr eigenes Vergnügen; sie wünschte die Erhaltung seines Lebens um ihres eigenen Wohls willen, aber der Tod richtet sich nicht nach unserer Bequemlichkeit. Holli's Gemahl wurde krank und trotz ihrer Opfer, Gelübde, Gebete zu den armen Götzen der Hindus, trotz aller Kräuter aus der Dorfapotheke und aller Zaubermittel des Beschwörers oder Priesters sank seine Lebenskraft schnell dahin. Sie pflegte seiner mit unermüdlicher Sorgfalt, sie wachte bei seinem Lager mit beständiger Angst, sie weinte und flehte, — aber nicht zu dem lebendigen Gott und gerade jetzt, da sie die Festigkeit der Ehebande am meisten fühlte, und nur für den Gatten lebte, jetzt, da selbst aus dem Munde der Hindufräule Worte zärtlicher Anhänglichkeit, aus dem des Hindus Aeußerungen liebender Dankbarkeit, sonst unerhörte Dinge, gingen, — starb er. Es bedurfte in diesem Augenblicke wenig Ueber-

redung zu dem Entschlusse, lieber mit ihm zu sterben, als zu leben. Sie kannte den Jammer des Wittwenstandes, nichts fand sie, woran ihr jammererfülltes Herz sich halten konnte, kein Freund war da, der ihr sagte: Du sollst leben! kein Tröster in ihrem verzehrenden Kummer. Blicke sie rechts, da stand der Priester, und wies nach der einzigen Zuflucht, augenblicklicher segensvoller und ruhmreicher Wiedervereinigung mit dem Gatten durch die heilige Leichenflamme. Blicke sie links, hier sah sie diejenigen, welche ihr Aberglaube einen Gewinn an Ehre von dem Opfer ihrer Verwandten hoffen ließ, oder die wenigstens ungern die Last ihrer Ernährung übernommen hätten; sie drangen in sie, dem Rathe des Priesters zu folgen. Sah sie vorwärts, so hing undurchdringliche, traurige Nacht auf ihren Pfad herab, hob sie den Blick aufwärts, so traf er einen schwarzen Himmel, kein mildes Vaterauge blickte hernieder, kein tröstendes Wort, kein Schimmer der Erbarmung, kein helfender Arm erschien. So war sie in ihr Inneres zurückgeworfen, aber hier fand sie nur angstvolle Unruhe, Kummer und Jammer, und in diesem trüben, wilden Schmerze sprach sie das unwiderrufliche Gelübde des Selbstmordes aus. Jetzt dankte der Priester den Göttern, die Verwandten jubelten in dankbarer Freude, alle Mittel wurden in Bewegung gesetzt, ihr Gemüth zu erheitern, ihren Muth zu steigern, ihre Furcht einzuschläfern und ihren Entschluß zu stärken. Ihre Kinder, diese starken Bande aus Leben, wurden ihr aus den Augen gebracht, Opium und andere betäubende Säfte wurden ihr reichlich eingegossen, man beduftete sie mit wohlriechendem Rauche, sättigte ihr Haar mit Del und bestreute es mit Sandelholzpulver: Blumengewinde wurden ihr zum Schmucke dargebracht, sie wurde laut als Liebling der Götter gepriesen, die an göttlicher Macht Theil nehme, man bat sie um ihren

Segen und um Hülfe für ihre Freunde, geweihte Gaben vertheilte sie unter die Bittenden, das Feuer ihres Entschlusses wurde von allen Seiten angefacht und laut hörte man die Zeit ihrer Selbstopferung vor dem Volke ausrufen, nachdem die Erlaubniß der brittischen Obrigkeit erfolgt war.

Jetzt stockten alle Geschäfte, Schaaren von Menschen, Männer, Weiber und Kinder, strömten an dem heiligen Plaze zusammen, Alles jubelte, scherzte, lachte, wünschte ihren Verwandten Glück. Auch mir wurde eine Einladung zugeschickt. Ich eilte zum Schauplatz; es war anderthalb Stunden vor Sonnenuntergang, um 5 Uhr, als ich die Opferstätte erreichte. — Der Leichnam des Gatten war in Tücher gewickelt, sein Gesicht abgezehrt und bleich, unangenehm, wie der Hindu im Tode gewöhnlich aussieht, der ja nirgends einen lieblichen Anblick gewährt. Er lag auf einer Tragbahre von ungeschälten Baumzweigen und ohne irgend einen Schmuck inmitten eines Kreises, den die Priester, das Opfer, die Verwandten und diejenigen um ihn bildeten, welche Holli's letzten Segen in flehender Stellung sich erbaten. Sie trug ein salmfarbiges, heiliggehaltenes Kleid, ihr Gesicht war mit Safran geschminkt. Ihrer Jahre waren nicht viele gewesen, nur 25 bis 30 Jahre hatte sie gelebt, aber die wenigen Tage ihres Wittwenstandes hatten sie mehr entstellt, als alle früheren Leiden. Sie war vorwärts gebeugt, wie unter schwerer Last, oder wie wenn innere Angst und Entsetzen ihren Leib zusammenzögen. Sie schien zu lächeln, das Lächeln des Schmerzes. Das kalte freudenlose Mondlicht zwischen unheilswangeren Wolken, das auf ein trauriges Grab fällt, ist ein schwaches Bild der Beleuchtung, die ihr Herz auf ihre blassen Züge goß. Soll ich's genau nennen, so war es der Ausdruck eines Herzens, das selbst die Bande des Lebens zerrissen hatte, eine gefühllose Miene der Selbstgefälligkeit.

Von den Haarwurzeln der Stirne zu der Nase lief ein gerader Strich über ihr Gesicht, das Zeichen des Selbstmordes. Sie hielt Blumensträuße in der Hand zum Vertheilen; Kleider, Cocosnüsse, Gewürze, Sämereien gab sie den Frauen, die sie ansprachen. Zwei vornehme Brahmanen schienen ihr die Dienste von Beichtvätern zu leisten; einer las öfters aus einem Buche von Palmblättern, um sie zu unterweisen oder zu trösten, dann redete er wieder mit seinen Amtsgenossen oder empfing Gaben aus Holli's Hand. Die Einnahmen der Brahmanen bei solchen Anlässen belaufen sich oft auf 40—50 Pfund, und ich sah diese alten grauhaarigen Männer mit den schlauen Gesichtern über die Theilung des Geldes in Streit gerathen und wahrhaft dämonische Leidenschaften in ihren Mienen sich abmalen.

Während das arme Weib mit den Priestern so beschäftigt war, gab sie den Zusprüchen von Europäern, die sich herbeidrängten, um sie in ihrem grausenhaften Entschlusse wankend zu machen, nicht das geringste Gehör. Die Schaaren der Eingeborenen waren alle beschäftigt; Wenige schienen nachzuspinnen, Viele zeigten den größten Leichtsin, während Andere den Holzstoß aufrichteten, ein längliches Bierock, in welchem dörres Holz vier Fuß über dem Boden so aufgeschichtet lag, daß es leicht und schnell brennen konnte. Auf jeder Ecke war ein starker Baumast in den Boden geschlagen, an diesen wurden oben Stricke befestigt, die einen zweiten Holzstoß, 3 Fuß über dem andern, wie ein Thronhimmel aufgehängt, trugen. Das Holz wurde eilig von vielen Leuten auf dem Kopfe hingetragen. Stroh und festen Kuhdung brachte man ebenfalls her; die höchste obrigkeitliche Person des Bezirks, der Fudar, war mit seinen bewaffneten Peons (Polizeisoldaten) zugegen, zwei brittische Beamte erschienen gleichfalls. Da es mir nicht gelang, die arme Frau anzureden, wandte ich mich

an jenen und sprach von seiner Amtsgewalt, seinem Einfluß und seiner Verantwortlichkeit vor Gott. Er gab dies zu, erwiderte aber, er sei im Namen des Königs hier und die Sache sei der Landesreligion gemäß. Ich drang in ihn, der armen Frau die Erlaubniß zum Zurücktreten zu geben. Er schickte einen Brahmanen zu ihr (er selbst war ein Brahmane) und ließ sie fragen, ob ihr Entschluß noch fest sei. „Ja,“ antwortete sie. Der Leichnam wurde auf den Holzstoß gelegt, Holli um denselben geführt; ein Priester begleitete sie beim ersten Gang, dann aber umging sie denselben zweimal allein, knieete auf der rechten Seite nieder und bestieg ihn auf der linken Seite ihres Gatten. Jetzt machte sie sich ruhig zurecht, ihr kleines Kind wurde ihr einen Augenblick in die Arme gelegt und von ihr geküßt; sie grüßte ihre Mutter und rief ihre Schwester zu sich, der sie ihre Juwelen übergab; dann löste sie ihren Gürtel, öffnete ihre Kleider, zog ihr Tuch über den Kopf und legte sich mit einer Ruhe neben ihren Gatten nieder, als gälte es nur, einige Stunden zu schlafen. Man bedeckte sie mit Stroh, goß Del und flüssige Butter über alle Theile des Holzstoßes, dessen äußerste Enden hierauf angezündet wurden. Der Wind hauchte in das Stroh und dicker Rauch qualmte über die Arme hin, und ehe ein Feuerfunken sie erreichen konnte, hieben die Peons mit ihren Schwertern die Stricke des oberen Holzstoßes ab und die schweren Holzstücke fielen mit ihrer ganzen Wucht auf sie nieder. Ich begreife nicht, wie sie die Sinne nach diesen Schlägen auf ihr Haupt behalten konnte: einen Augenblick blieb sie wohl betäubt, wie auch die Macht der Flamme gehemmt wurde, die 5—6 Minuten außen im Holzwerk tobte, ehe sie sie erreichte. Ein Brahmane stand da, um die Ausrufungen der Menge zu leiten, aber auch ich stand ganz nahe. Bis jetzt war das unglückselige Weib stille geblieben, aber als die

Flamme sie berührte, und mit grausamer Wuth an ihren Gliedern fraß, während sie nicht eines rühren konnte, da ertönten herzerreißende Zammertöne aus der Gluth. Aber bewaffnete Peons umringten nun den Holzstoß. Der Brahmane rief dem Volke zu: „Setzt vereinigt sie sich mit ihrem Gott,“ er forderte auf, zu jubeln, aber durch den Jubel drangen die Töne der Todesqual, während die unselige Mutter Holli's ihre Haare zerrausend, ihre Brust zerschlagend, in krampfhaften Anfällen tobte, und kaum zurückgehalten werden konnte, daß sie sich nicht in die Feuergluth stürzte, welche ihre Tochter verzehrte. Endlich wurde das Feuer zu wild, die Priester und Peons mußten weichen, aber immer noch drang das hüßslose Stöhnen zu meinem Ohr, bis endlich die blaue Flamme und der dichte Rauch die Verzehrung ihrer irdischen Reste verkündete, und die Menge sich murrend zerstreute.“

Das war das Volk, welchem Ziegenbalg und Plütschau das Evangelium bringen wollten. Neben diesen Hindu aber waren noch andere Heiden da, welche „Portugiesen“ genannt werden. Nun wirst du fragen, wie kommen denn heidnische Portugiesen nach Ostindien? Früher hatten die Portugiesen die Herrschaft in Ostindien. Sie hatten zuerst den Seeweg nach diesem herrlichen Lande gefunden. Seine Schätze gefielen ihnen und sie ließen sich im fremden Lande nieder. Da geschah es auch wohl, daß diese Portugiesen sich mit den Eingeborenen verheiratheten. Die Kinder solcher Ehen nennen die Missionare in ihren Berichten Portugiesen. Sie sprachen meist ein verderbtes Portugiesisch. Sie waren Heiden, wie die Hindus. Wie selten dachte ein Europäer daran, sie taufen zu lassen. Einige hatten sich dem katholischen Glauben zugewendet.

Ein großes Arbeitsfeld eröffnete sich unsern Glaubens-

boten unter den Muhamedanern, die sich auch über ganz Indien verbreitet hatten. Sie waren angesehene Leute. In ihren Händen lag der Handel des Landes. Ziegenbalg fand in ihnen hartnäckige Feinde des Evangeliums. In ihrem heiligen Buche, Koran, steht die Summe ihres Glaubens: es ist nur ein Gott und Muhamed sein Prophet. Mit Almosengeben, Fasten, heiligen Waschungen, Lesen des Koran, Wallfahrten nach ihrer heiligen Stadt Mekka glauben sie sich das Paradies verdienen zu können. Sie sind ganz in äußerlichen Werken verkommen, aber sie fühlen sich darin glücklich. Die Priester wachen beständig darüber, daß kein Muhamedaner sich zu einem anderen Glauben bekehre. Darauf hat der Koran die Todesstrafe gesetzt. Als Ziegenbalg nach Trankebar kam, hatten die Muhamedaner in der Stadt eine große Moschee, — so heißen ihre Bethäuser, — und mehrere in dem nahe gelegenen Dorfe Poreiar.

Das ist die Nacht des Heidenthums, in welche das Licht des Evangeliums hineinleuchten sollte. Einzelne Strahlen desselben hatte Ostindien schon vorher durch die katholischen Missionen sehen dürfen *). Jetzt sollte die ganze volle Sonne dem Lande aufgehen.

*) Vgl. M. Müllbauer, Geschichte der katholischen Mission in Ostindien 1852; theilweise auch C. Graul, Reise nach Ostindien. Bd. 5. S. 208 ff. u. W. Hoffmann, Die Epochen der Kirchengeschichte Indiens. 1853. S. 1 ff.